

Moritz Boerner

Erleuchtung in Poona



Vorwort Matthias Oesterheld

boernermedia

Inhaltsverzeichnis

[Vorwort 3](#)

[Vorgeschichte 5](#)

[Gehirnwäsche im »Sexkloster« 6](#)

[Bin ich noch zu retten? 64](#)

[Diamanten auf dem Weg 71](#)

[Liebe und Tod 115](#)

[Ernüchterung in Oregon 138](#)

[Nachgeschichte 140](#)

[140](#)

[Anmerkungen 141](#)

Vorwort

Dieses Tagebuch zweier Indienreisen in den Jahren 1978 und 1979 ist nicht nur ein zeitgeschichtlich bewegendes Dokument von beträchtlichem Wert, sondern auch die Darstellung einer Abenteuerreise ins eigene Bewusstsein, wie sie bis heute aktuell ist und zeitlos bleiben wird. Hauptfigur in diesem turbulenten Geschehen ist eine charismatische Persönlichkeit, die sich damals *Bhagwan* nannte und später auf den Namen *Osho* hörte.

Wenn man bei *Amazon* das Stichwort »Osho« eingibt, erscheinen mehr als 260 Buchtitel allein in deutscher Sprache von diesem aus heutiger Sicht bedeutsamen Lebenslehrer, der als eine der schillerndsten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts gelten kann. Aufsehen erregen seine Werke oder seine Worte allerdings schon lange nicht mehr.

Das war Ende der 70er-Jahre noch anders. Damals galt Bhagwan in Deutschland entweder als »der gefährliche Sex-Guru mit seiner Rolls-Royce Flotte«, der für jeden Skandal gut war, oder als Heiliger auf der Stufe eines Jesus, der Zigtausende junger Suchender aus Europa und Amerika in seinen *Ashram* in Poona lockte.

Poona, eine indische Millionenstadt südöstlich von Bombay (heute *Pune*), war zu jener Zeit für junge Deutsche das Synonym für das dort ansässige »Kloster« des *Bhagwan Shree Rajneesh*, wie er mit vollständigem Namen hieß.

Erleuchtung war das ersehnte Ziel all dieser Sucher und auch das große Thema des Meisters, über das er nicht müde wurde, beinahe täglich zu sprechen. Denn dass Bhagwan selbst erleuchtet war, ein lebender Buddha, das stand für keinen seiner Jünger in Frage.

Moritz Boerner, damals ein junger Theater- und Filmregisseur, gehörte zu dieser großen Schar

enthusiastischer Deutscher, die sich nach Indien aufmachten, um dort Heil und Heilung zu suchen, sich mit Hilfe der zahlreichen Therapiegruppen besser kennen zu lernen, und schließlich *Sannyasin* zu werden, ein hingebungsvoller Jünger, der sein Leben nach den Weisungen des Meisters vertrauensvoll ausrichtet.

So ist mit dem Titel »Erleuchtung in Poona« Ziel und Programm all derjenigen benannt, die in Orange gekleidet und mit einer Kette um den Hals versehen, im *Ashram* lebten und arbeiteten. Insider sprechen rückblickend von dieser Ära als »Poona 1« womit die Zeit bis zum Umzug nach Oregon 1981 gemeint ist. (»Poona 2« bezeichnet dann die Zeit nach dem Scheitern in Amerika und die Rückkehr nach Indien in den verwaisten *Ashram* Anfang 1987.)

Ist dies Gehirnwäsche?, fragt Boerner sich wiederholt während seiner Selbstfindungserfahrungen, und gibt sich wenig später selbst die Antwort: Ja, es handelt sich um eine Gehirnwäsche, die gründliche Reinigung meiner kleinen, grauen Zellen von alten Ängsten und kindlichen Programmen.

Boerner nimmt *Sannyas* und erhält den Namen *Swami Hafiz*. Aber er ist kein typischer, unkritischer, anbetender Jünger. Er ist im Gegenteil ein gelegentlich aggressiver, bockiger, eigenwilliger Schüler, voller Widerstände gegen Regeln, deren Sinn ihm nicht einleuchten und mit einem eigenen, sturen Kopf, den er auch partout nicht abgeben möchte, selbst dort, wo es im *Ashram* als Aufforderung formuliert ist: »*Nothing to lose but your head.*«

In diesen Tagebuchaufzeichnungen über ein vergangenes, unwiederholbares, spirituelles Experiment kann der Leser den Autor auf seiner Odyssee durch die aus heutiger Sicht fragwürdigen Therapiegruppen begleiten – alle Teilnehmer sind nackt, die Veranstaltungen finden in einer Art vergrößerter Gummizelle statt, Männer und Frauen gehen

auch körperlich aufeinander los und Gruppensex ist nicht ausgeschlossen. Boerner lässt den Leser ohne Rücksicht aufs eigene Image teilhaben an den Himmeln und Höllen seines Bewusstseins, aber auch an sexuellen Affären und Begegnungen aller Art. Das mag nicht jedermanns Geschmack sein, spiegelt aber die verblüffende Freiheit und Freizügigkeit, wie sie im damaligen *Ashram* in der Vor-Aids-Ära herrschten, recht genau wieder.

Der Autor schont sich nicht, wir erfahren viel über seine Ängste, seine dunklen Seiten und Komplexe, seine Kindheit, aber auch die an manchen Stellen schwer zu ertragende Selbstgerechtigkeit. »Meinen spirituellen Kindergarten« nannte die Schriftstellerin Karin Petersen, die ebenfalls ein Buch über ihre Erlebnisse veröffentlichte, diese unglaubliche Zeit.

Moritz Boerners Tagebuch ist das Dokument einer Ära, die unwiederbringlich vergangen ist.

Das Buch überrascht durch seine philosophische Tiefe, erfrischende Freiheit und bemerkenswerte Aktualität. Mich faszinieren die überbordende Kreativität, der Mut und die Schonungslosigkeit, mit der hier ein radikaler Suchender nach seiner eigenen inneren Wahrheit forscht.

Wie vieles davon rein subjektive Wahrnehmung und was objektive Darstellung äußerer Geschehnisse ist, mag jeder Leser für sich entscheiden.

Moritz Boerner stellt die zeitlos wichtigen Fragen nach dem Sinn des eigenen Lebens: Wer bin ich? Wohin geht meine Reise? Was macht mich glücklich? Wofür lebe ich?

Wer auf diese Fragen eine Antwort sucht, kann sich von Boerners spannendem, bewegendem Tagebuch inspirieren lassen.

Matthias Oesterheld 2013

Vorgeschichte

München 2012

Ein englischer Heiler, den ich eher aus Neugier aufgesucht hatte, riet mir im Hamburg des Jahres 1976, an »Gruppen« teilzunehmen. Damals wusste ich nicht, was er damit meinte, aber als ich einen alten Hamburger Freund auf der Straße traf und ihm das erzählte, meinte der nur: »Ich habe mich gerade zu einer *Gruppe* angemeldet. Da kannst du sicher noch einsteigen.« Mutig und experimentierfreudig wie ich war, ging ich mit meinem Freund in eine Kneipe im Schanzenviertel, genau gegenüber der Hamburger »Flora«, da saß der Therapeut Ingo Mummert ^[1], ein Männchen mit einem Gesicht wie ein Waldschrat, bei einem großen Bier. Er betrachtete mich von oben bis unten durch seine dicken Brillengläser und meinte nur: »Okay, am Samstag sehen wir uns.«

Es folgte ein Marathon von diversen Therapiegruppen, in denen ich entdeckte, dass meine Fähigkeit zu fühlen, sich fast bis zum Nichtvorhandensein verflüchtigt hatte, dass ich demzufolge auch nicht über Gefühle sprechen konnte, dass meine Verbindung zu anderen Menschen (mit Ausnahme sexueller Beziehungen) so gut wie abgerissen war, dass ich kaum Kontakt mit meinem eigenen Körper hatte und dass ich zwanghaft an der »Denkkrankheit« litt.

Die erste Gruppe nannte sich *Prema*, (Liebe), die nächste hieß *Tantra*. Damals wusste sicherlich kaum jemand, was *Tantra* bedeutet – als ich Ingo fragte, meinte er nur trocken: *Ficken* ^[2]. Auch in *Prema* hatte ich es schon häufig getan, allerdings nur in den Pausenzeiten und in der Nacht. Die *Tantra*-Gruppe ging wohl gleich *in medias res* – ich erinnere mich eigentlich nur an eine Situation, in der eine ziemlich füllige Dame aus der Hamburger Geldaristokratie (die spätere *Ma Latifa*) nackt auf mir saß und mich so heftig

zuritt, dass es wehtat. Als wir beim Orgasmus beide schrien, klatschten die übrigen Teilnehmer, die im Kreis um uns herumsaßen. Ich frage mich heute, ob ich außer Sex überhaupt etwas im Kopf hatte in jener Zeit. Jedenfalls - während dieser Therapiesitzungen wurde ich geradezu süchtig nach Gefühlen - egal welcher Art.

Zwischendurch las der Therapeut Mummert immer wieder aus (englischen) Büchern eines gewissen *Bhagwan Sri Rajneesh* vor. Da meine Englischkenntnisse zu jener Zeit nur rudimentär genannt werden konnten, übersetzte ich mir nachts das Vorgelesene mit Hilfe eines Wörterbuchs und war fasziniert, wie sehr mir dieser Bhagwan aus der Seele sprach.

Noch heute kann ich ein beliebiges Buch von ihm aufschlagen und staune, wie fast auf jeder Seite Gedanken ausgesprochen werden, die auch meine Gedanken sind.

Nach kurzer Zeit stand mein Entschluss fest: Ich wollte diesen Mann unbedingt kennen lernen.

Gehirnwäsche im »Sexkloster«

Frankfurt 8. Mai 1978

Ich sitze im Flughafenrestaurant und esse noch geschwind ein Rindersteak mit Pommes, weil man im Land der heiligen Kühe sicher nichts dergleichen zu essen kriegen wird. Am Gürtel drückt es mich, denn ich habe aus Angst vor Dieben Geld und Pass in einer Ledertasche am Bauch verstaut. Auf dem Weg zur Passkontrolle wird mir übel – ich spiele mit dem Gedanken, umzukehren. Heftiger Schnupfen – Fieber und Grippe scheinen im Anmarsch. Ich kaufe mir ein Mittelchen und sage mir: Wenn du jetzt schlappmachst, wirst du es nie nach Indien schaffen.

Im Flugzeug fühle ich mich besser. An der Gürtelschnalle habe ich mit Tesafilm ein Bildchen von dem Guru *Bhagwan Shree Rajneesh* festgeklebt, in der Hoffnung, dass mich vielleicht jemand ansprechen wird, der auch nach Poona fliegt.

Ich schaue mich um. Eine junge Frau mit Sandalen und wehendem Kleid liest in einem Buch über *Aurobindo*^[3]. Sie will sicher nach *Pondy cherry*, der Stadt, wo sich der *Aurobindo-Ashram* befindet.

Aufenthalt in Kairo. Im Flughafen frage ich einen Langhaarigen mit gewebter indischer Tasche, Silberschmuck, Lederhose und langen Haaren nach seinem Reiseziel; er fliegt nach *Bangalore*, ist Kleiderhändler und Boutiquenbesitzer, geschäftlich unterwegs. Lässig klappt er das fein ziselierte Silberarmband auf: Eine Timex kommt zum Vorschein.

Erst nachdem ich im gammeligem Warteraum des Flughafens eine ekelhafte, urinfarbene Brause aus einem Plastikbehälter getrunken habe, fällt mir ein, dass ich nicht mehr in Europa bin und nun vielleicht schon Typhus habe. Hockt mir der Tod nun bereits auf der Schulter?

Mir fällt auf, dass die »Grippe« weg ist, spurlos verschwunden; nur der Schnupfen bleibt. Zum ersten Mal im Leben fliege ich nachts. Es ist angenehm, beim Brummen der Motoren zu dösen und die Sterne am samtschwarzen Himmel schweben zu sehen.

Bombay, 9. Mai

Nach drei Zwischenlandungen, bei denen mir die Ohren stechend schmerzen und einem poppigen Sonnenaufgang über den Wolken, fliegen wir dicht über Bombay. Tranig müde nehme ich verzierte Tempel und geschachtelte Slumhütten wahr. Aus dem Flugzeug gestiegen, verschlägt mir die heiße Luft den Atem. Gleißendes Licht, ein neuer Geruch. Dennoch fühle ich mich sofort heimisch, vertraut.

Touristenvisum für drei Monate, Zoll, Menschen, Hitze, Warten, Tohuwabohu, Träger, Bettler, Taxifahrer, das alles wirkt extrem verwirrend auf mich, der ich noch nie in Asien war.

In Hamburg hatte man mich informiert, dass Taxis von Bombay nach Poona fahren, aber zu diesem Zeitpunkt weiß ich nicht, dass deren Halteplatz sich mitten in Bombay befindet. Nach langem Warten, Radebrechen, Fragen und einem unsicheren Gefühl entschlief ich mich, einfach alles laufen zu lassen. Sofort hat ein zahnloser Inder meinen Koffer und meine Tasche geschultert und mich ins Schlepptau genommen. Mit dem Taxi fahren wir nach Bombay hinein, finden aber am Wartestand der Poona-Taxis keinen Mitfahrer. Hundertvierzig Rupien, also vierzig Mark, würde es für mich allein kosten, das ist mir zu teuer. Also weiter zum Bahnhof. Lange Schlangen an den Schaltern. Doch der Zahnlose hat blitzschnell eine Fahrkarte herbeigezaubert, sie hat nur zwei Mark fünfzig gekostet, nicht viel für die zweihundert Kilometer nach Poona.

Auf dem Bahnsteig verspüre ich Durst. Der Zahnlose ist plötzlich verschwunden und steht Sekunden später wieder

grinsend vor mir, in der Hand eine Limonade. Können die hier Gedanken lesen?

Zwei kleine dunkelhäutige Mädchen mit bunten Kleidchen und farbig bemalten Gesichtern tanzen und singen wie zwei aufgezogene Roboterpuppen, halten mir Heiligenbilder hin und schauen mich bittend an. Was die für Augen haben! Ein metallischer Glanz, ein Strahl, der mich ins Herz trifft. Ich kann nicht anders, als ihnen ein paar Rupien zu geben.

Der Zahnlose schaut interessiert in meine Geldbörse und meint, es sei ein Fehler, sein Geld zu zeigen. Da mag er wohl recht haben,

aber es ist mir im Moment egal. Er bittet einen auf den gleichen Zug wartenden jungen Mann, auf mich aufzupassen. Der junge Mann schaut, nickt - er wird mich bis nach Poona begleiten.

Dann muss ich den anderen bezahlen. Ich gebe ihm zwanzig Rupien, er ist entzückt. Er verschwindet, kommt aber nach einiger Zeit wieder und meint, er habe ja die Limonade bezahlt. Unwillig gebe ich ihm noch mal zehn Rupien, nur damit ich ihn los bin. Ich glaube zu bemerken, dass er sich mit seiner Geldgier selber nicht gut fühlt. Mein neuer, junger Aufpasser sagt, ich müsse hier sehr viel besser auf mein Geld achten, ich hätte bereits viel zu viel gegeben.

Ich denke: Wer weiß, wie viel *du* haben willst, wenn wir in Poona sind.

Dann kommt der Zug. Wir steigen ein, setzen uns aufs Trittbrett, denn der Waggon ist überfüllt. Ganze Familien mit kleinen Kindern, Ziegen auf dem Boden, schlafende alte Frauen, Bauern, Händler mit Limonade, Zigaretten, Früchten, Backwaren. Der Junge ist Schüler in Poona und nennt mir jeweils die Namen der Dörfer, der Flüsse und Berge, an denen wir vorbeifahren. Er sagt, dass wir mehr als fünf Stunden bis Poona brauchen werden, denn der Zug hält

an jeder winzigen Station. Er versucht, mir die Grundzüge indischer Politik beizubringen und gibt zu erkennen, dass er sich auch in deutscher Politik auskennt. Dass der Bundeskanzler Strauß heißt, da irrt er allerdings. Er bringt mir auch ein paar Worte Hindi bei, versorgt mich mit Zigaretten, kleinen Leckereien, Getränken. Geld will er keines. Auf die *Rajneeshs*, wie er die Bhagwanjünger nennt, ist er nicht gut zu sprechen.

»Das sind Verrückte,« sagt er. Ich frage nicht, warum er das glaubt. Er lädt mich zu sich nach Hause ein – aber ich will ja nur zu Bhagwan, zum *Ashram*. In einem Vorort von Poona verlässt er den Zug, schärft mir ein, dass ich genau zwei Stationen später aussteigen soll.

Am Bahnhof scheint es keine Straßenbeleuchtung zu geben oder sie ist gerade ausgefallen. Ich stolpere zwischen Pferdewagen, Ochsengespannen, auf der Erde kampierenden Familien, Bettlern, kleinen Ständen umher. Feuer brennen, hier und da rauschen Kerosinlampen. Im Boden sind große Löcher, es scheint hier zwar Kanalisation, aber keine Kanaldeckel zu geben. Nach einigem Suchen finde ich ein

Taxi. Glücklicherweise fällt mir der Name eines Hotels ein, den ich mir notiert hatte: *Blue Diamond*. Der Fahrer nickt, fährt durch Straßen, die dunkel, unfertig, geheimnisvoll, fremdartig wirken. Im Schein der Autolampen sehe ich Schwärme von Orangegekleideten zu Fuß und auf Fahrrädern entgegenkommen. Das Hotel wirkt freundlich und großzügig, ist aber auch recht teuer. Ich zahle hundertsechzig Rupien pro Nacht, etwa vierzig Mark.

Ich lasse mir Essen aufs Zimmer bringen: Lammfleisch mit Makkaroni, trinke dazu ein fades Bier, dusche und falle blitzartig in tiefen Schlaf.

Poona, 10. Mai

Um zwölf erfrischt und fröhlich aufgewacht; Schnupfen und Halsweh sind verschwunden. Ausgiebiges Frühstück.

Auf der Straße frage ich einen Bhagwan-Jünger nach dem *Ashram*; der ist ganz in der Nähe.

Viele junge Leute in Orange, Bettler, die aber recht gesund aussehen, keine Sterbenden am Straßenrand, Bäume mit langen Luftwurzeln. Ein pompöses Tor aus Marmor, darüber steht in großen Lettern »*Shree Rajneesh Ashram*«.

Ein Wächter, ich grinse, er grinst zurück. Alles wirkt ganz normal. Niemand fragt mich etwas, niemand hält mich zurück. Innen hinter dem Tor befindet sich ein Büro, darin sitzt eine braune Bilderbuch-Inderin im orangefarbenen Sari. Sie führt mich zum Restaurant, zeigt mir, wo ich mich zum *Darshan*, dem Treffen mit Bhagwan, anmelden kann.

Im Restaurant trinke ich ein Eiswasser mit Zitrone, treffe einen Typen aus dem Flugzeug wieder. Da war er noch im Anzug - jetzt trägt er bereits ein orangefarbiges Bettuch mit Löchern für die Arme.

Jemand hatte mir Schauermärchen erzählt, dass es Leute gäbe, die einen am Betreten des *Ashram* hindern würden, dass die Leute in Poona verbissen auf dem spirituellen Trip seien. Ich hatte eine Atmosphäre wie bei den Freimaurern oder Jehovas Zeugen erwartet.

Jetzt fühle ich mich so locker und ungezwungen wie in einem Kaffeehaus oder auf dem Oktoberfest. Was all die indischen Worte bedeuten, kriegt man schnell raus: Ein *Ashram* ist im Hinduismus ein religiöser Versammlungsort, eine Art Kloster. Bhagwans *Ashram* besteht physisch aus mehreren, zusammenliegenden Grundstücken von insgesamt zweieinhalb Hektar, zugänglich von zwei Straßen aus. Auf diesem Gelände standen ursprünglich nur einige Villen; jetzt ist es mit einem Sammelsurium von kleinen und großen Häusern, Anbauten, Schuppen, Meditationshallen,

Gärten, Behelfsunterkünften und Bambushütten bebaut. Etliche weitere Häuser und Grundstücke in der Umgebung gehören auch dazu.

Etwa siebenhundert Leute arbeiten im *Ashram*, dreihundert von ihnen wohnen auch dort. Der normale Besucher muss außerhalb wohnen. *Darshan* heißt wörtlich »Sehen« und ist ein indischer Begriff für die Energieübertragung zwischen einem erleuchteten Meister und seinem Schüler oder einem Besucher. Es gibt das *Arrival darshan*, wenn man ankommt, das *Leaving darshan*, wenn man abfährt und das *Speaking darshan*, wenn man dem Meister eine Frage stellen will; bei all diesen Formen kann man mit Bhagwan sprechen. *Silent darshan* bedeutet, dass man nur als Zuschauer dabei ist. Das *Closeup darshan* dient der Energie-Übertragung durch körperlichen Kontakt mit dem Meister.

Sannyas bedeutet eigentlich, dass man Mönch wird und der Welt, irdischen Gütern und dem Geschlechtsleben entsagt. Die traditionellen Hindu-*Sannyasins* sieht man in Poona auch: in Orange gekleidete, meist schmutzige Gestalten, manchmal mit Musikinstrumenten, einem Dreizack und/oder mit Bettelschale, die gerne Geld von ihren »Nachfolgern«, den *Neo-Sannyasins* nehmen.

Bhagwans *Neo Sannyas* ist ein gänzlich neues Konzept, über das er oft spricht; er sagt, es sei ein Spiel, *das* Spiel, man lebe weiter in der Welt, aber man sei nicht mehr *von* der Welt. Man habe keine Bindungen, man könne sich aller Dinge erfreuen, man lebe das Leben in seiner Totalität. Aber es heiße auch: Aufgabe des Ego, Gehen mit dem Strom, Sich-Hingeben an das Universelle, Leben im Hier und Jetzt.

Bhagwan gibt *Sannyas* jedem, sofern er die Hürden ins *Darshan* genommen hat. Aber es gibt auch Leute, die sich den neuen Namen und die *Mala* (eine Halskette aus

hundertacht Perlen und dem Bild Bhagwans) per Post schicken lassen.

Ich sehe auch viele Babys und kleine Kinder mit *Malas*. Bhagwan wird zwar oft übersetzt mit »Gott«, hierzu muss man aber wissen, dass in den östlichen Religionen Gott nicht dasselbe bedeutet wie im christlichen Abendland: Schöpfer der Welt und auch nicht *der das Jüngste Gericht hält*. Wörtlich übersetzt heißt Bhagwan »der Gesegnete«.

Schaut man in ein indisches Telefonbuch, findet man Hunderte von Firmen, die Bhagwan (oder *Bhagavan*) im Namen tragen.

Poona, 12. Mai

Es ist unerträglich heiß. Unter den Bambusdächern im *Ashram*-Restaurant bin ich ein bisschen vor der Sonne geschützt. Ich lungere herum, trinke Zitronenwasser, esse eine Kleinigkeit. Eine ältere, etwas untersetzte Schweizerin mit großen, braunen Augen spricht mich an: »Man fühlt sich irgendwie unwohl, wenn man kein Orange trägt, *odderrrr?*«

Sie ist hellblau gekleidet, ich bin ganz in Weiß.

Ich sage, dass ich die orangefarbene Kleidung schon im Westen probiert hätte, dass sie mich aber unruhig und nervös gemacht habe.

Die Schweizerin ist auch gerade erst angekommen, hat erst gestern ein *Darshan* beantragt und heute nimmt sie schon *Sannyas*. Sie hofft, dass ihre beim Schneider bestellten Klamotten rechtzeitig fertig werden, sonst muss sie sich in der teuren *Ashram*-Boutique etwas kaufen. Auch hofft sie, nicht allzu sehr zu riechen, sonst kommt sie nicht ins *Darshan*. Dieser Geruchstrip ist ein dauerndes Thema hier! Bhagwan ist angeblich allergisch, bekommt Asthma von westlichen Düften. Ich frage sie nach ihrem Alter - »vierundfünfzig«.

Das hatte ich ihr nicht angesehen. Ich bewundere sie, dass sie so weit gereist und noch so neugierig und wissensdurstig ist. Sie arbeitet als Bildhauerin. Die *Mala*, die Holzperlenkette mit Bhagwans Bild, ist ein Problem für sie – sie zweifelt noch, ob sie sie überhaupt annehmen wird.

»Ich habe mich nämlich ein Leben lang dafür eingesetzt, dass man sich kein Bildnis von Gott machen darf.«

»Bhagwan ist doch nicht Gott.«

»Ich konnte mir auch niemals ein Kreuz um den Hals hängen. Deshalb bin ich künstlerisch streng abstrakt geblieben.«

Ich finde ihre Ernsthaftigkeit übertrieben und entschließe mich, sofort selbst mein erstes *Darshan* zu beantragen. Hierzu begeben wir uns ins *Main Office*.

Ich sitze vor *Arup*, einer kräftig gebauten, blauäugigen Holländerin. Sie fragt mich mit zähneblitzendem Lächeln, woher ich käme und was ich von Beruf sei. Ich antworte: »Dokumentarfilmer.«

»Wann wirst du einen Film über Bhagwan machen?«

»Ich will erst mal an ein paar Gruppen teilnehmen, mich umschaun, mich orientieren.« Sie gibt mir einen Termin für übermorgen und ein Blatt mit Instruktionen für die Vorbereitung aufs *Darshan*. Es geht darin hauptsächlich um den Geruch. Man dürfe nach keinerlei Parfüm riechen. Neben *Arup* sitzt eine kleine Inderin: *Ma Yoga Laxmi*, die organisatorische Leiterin des *Ashrams* und Bhagwans rechte Hand. Auch sie hat leuchtende Augen, wirkt stark und charmant, sehr überlegen. Später stehe ich oft vor dem *Office* und schaue durch die Glasscheiben hindurch zu, wie sie mit Geschäftsleuten verhandelt, oft strahlend lächelt, gestikuliert.

Poona, 11. Mai

Ich gehe zur *Morning Lecture*, dem allmorgendlichen Vortrag Bhagwans. Auf dem Weg zum *Ashram* fühle ich mich um zweitausend Jahre zurückversetzt, die Szenerie hat etwas Biblisches. All die sandalenbeschuhnten Jünger in ihren wehenden Gewändern, die wallenden Haare, die Wärme, die morgenländische Umgebung. Man schreitet hier, man rennt nicht, hastet nicht. Ein beinamputierter Bettler auf einem kleinen Brett mit Rollen darunter wird von einer Frau wie ein Spielzeugauto gezogen, ein anderer reckt Hände ohne Finger bittend in die Luft. Ich gebe beiden je zehn *Paisa*, das sind zweieinhalb Pfennige.

Werde ich jetzt gleich den neuen Christus sehen? Ich fühle mich als echter Sucher, möchte transformiert werden. Ich zahle fünf Rupien (1,25 DM) und darf mich dann in die Reihe der Wartenden stellen, bis ich *geschnüffelt* worden bin. Zwei Frauen schnuppern von beiden Seiten an meinen Haaren und prüfen, ob ich nach Parfüm, Shampoo, Rasierwasser oder westlicher Seife rieche. Die Prozedur amüsiert mich. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Bhagwan auf zweihundert Meter Entfernung riechen kann, ob ich meine Haare vor fünf Tagen mit einem westlichen Haarwaschmittel gewaschen habe. Zwar habe ich gehört, man könne einzelne Moleküle riechen und Bhagwan ist sicher sehr sensibel, aber ich werde das Gefühl nicht los, dass etwas Anderes dahinter steckt. Die Schnüffelei könnte auch eine Art Sicherheitscheck sein – einen potentiellen Mörder würde man vielleicht an seinem Schweißgeruch erkennen?

Da ich noch kein *Sannyasin* bin, muss ich weit entfernt vom weißen Marmorpodest hinter einer grünen Schnur Platz nehmen. Auf dem blanken Fußboden. Ich werde mir ein Schaumgummikissen kaufen müssen, wie es alle hier haben. Die Stimmung in dieser so genannten »Buddhahalle« beeindruckt mich, sie erinnert an die Atmosphäre in einer

Kirche – ruhig und feierlich. Man merkt kaum, dass so viele Menschen – sicherlich über tausend – hier versammelt sind.

Zwei *Swamis*, Bhagwanjünger mit weißen Handschuhen, tragen einen Sessel, stellen ihn auf das Podest, ziehen eine weiße Stoffhülle ab. Ein Dritter stellt ein Mikrofon auf, ein Vierter wischt mit einem Tuch über den weiß glänzenden Marmor.

Diese »Halle« ist im Grunde nur eine erhöhte, glatt zementierte Fläche, die behelfsmäßig mit einem Wellblechdach überspannt ist, das von weißgestrichenen und mit Hanfseilen verbundenen Bambusstangen gehalten wird. Von Zeit zu Zeit hört man einen Vogel auf dem Dach trippeln oder in den Büschen zwitschern, Hupen von der Straße und gelegentlich das melodische Pfeifen einer Dampflokomotive, was bei mir nostalgische Gefühle weckt, wohnte ich doch als Kind dicht an einer Bahnlinie.

Das Grün, das dieses luftige Oval wie ein gewachsener Rahmen umgibt, leuchtet hell in der Morgensonne, im schattigen Innern ist das Licht gedämpft. Schweigen. Dann hört man über Lautsprecher eine Stimme, die sagt, man solle während des Vortrags nicht husten. Hierauf setzt ein wahrhaftes Hustenkonzert ein. Dann wieder Stille. Hier und da umarmt sich ein Pärchen.

Ich lege meinen Kopf aufs Knie, es wird mir unbequem, kaum, dass ich eine halbe Stunde auf dem kalten Boden sitze. Man hört, wie ein Wagen sich nähert. Ein kleines indisches Auto, ein golden glänzender *Ambassador*. Eine zierliche, weißgekleidete Gestalt steigt aus, schwebt in die Halle, stellt sich aufs Podest, legt die Hände vor dem Gesicht zusammen, dreht sich langsam in einem Halbkreis, die tausend Menschen grüßen auf die gleiche Art zurück. Ich auch. Die Sekretärin *Laxmi*, die den Meister fuhr, reicht ihm seine Notizen. Sie scheint jetzt in devoter Trance zu sein, nimmt mit gesenktem Kopf vor dem Podest Platz. Bhagwan

schaut auf sein Klemmbrett, tippt ans Mikrofon. Dann beginnt er mit leiser, einschmeichelnder Stimme zu sprechen. Ich bin keineswegs beeindruckt, weder von dem Mann noch von dem, was er sagt - soweit ich das mit indischem Akzent gesprochene Englisch Bhagwans überhaupt verstehe. Das erwartete starke Erlebnis bleibt aus.

Die fast zwei Stunden werden mir lang, meine Beine schmerzen vom ungewohnten Schneidersitz.

Bhagwan beendet seinen Vortrag mit den Worten »Genug für heute«, steht auf, dreht sich grüßend langsam von links nach rechts und schreitet, - immer noch grüßend - zu seinem Auto. Mit dem umrundet er langsam das Oval der Buddhahalle, als ob er einen magischen Zirkel um seine Jünger ziehen wolle, die sich langsam mitdrehen - die Hände vor der Nase zusammengelegt. Das bedeutet nicht mehr als »Ich grüße dich« - manche westlichen Journalisten interpretieren dieses indische *Namasté* als Anbetung.

Auf dem Weg zum *Ashram*-Restaurant denke ich an Monika, ein Mädchen, das ich vor zwölf Jahren in Wiesbaden zum letzten Mal gesehen hatte. Jetzt fällt sie mir wieder ein, vielleicht weil sie ein indisches Westchen mit kleinen Spiegelchen und Silberkettchen um die Fesseln trug?

Monika war mir aus einem bestimmten Grund immer präsent geblieben. Sie hatte eine Zeitlang keine Wohnung und pflegte bei kurz zuvor aufgerissenen Kneipenbekanntschaften zu übernachten. Ich hatte sie in mein winziges Zimmerchen und in mein schmales Bett mitgenommen und am nächsten Morgen bedankte sie sich dafür, dass ich sie nicht belästigt hatte. Ich getraute mich damals nicht, ihr zu gestehen, dass ich im Gegenteil die ganze gefühlte Nacht lang, in einer Art Halbschlaf, versucht hatte, ihr meinen Steifen von hinten reinzuschieben.

Irgendwann verschwand sie aus Wiesbaden und ich hatte sie nie wieder gesehen. Keine Ahnung, ob ich sie auf dem Gelände des *Ashrams* vorher unbewusst wahrgenommen hatte, oder ob es sich um eine Vorahnung handelte, jedenfalls, eine halbe Stunde später steht dieses Mädchen vor mir, rehändig, rothaarig, den eindrucksvollen Busen mit roter Seide verhüllt. Ich grüße sie, langsam scheint sie auch mich zu erkennen. Sie heißt inzwischen *Ma Surati*, lebt schon seit Jahren in Poona.

Wir frühstücken zusammen, dann geht sie mit mir ins Hotel und nimmt dort genussvoll ein heißes Bad. Sie ist ein eher kühler Typ, lässt sich aber die Freude, einen alten Wiesbadener Bekannten wiederzutreffen, anmerken. Ich bin sehr froh, dass sie mir alle meine Fragen über den *Ashram*, über Indien, über die kleinen organisatorischen Probleme des Alltags beantworten kann. Dann schlafen wir zusammen – endlich.

Surati lacht herzlich, als ich ihr anschließend die Wiesbadener Geschichte erzähle, an die sie sich nur vage erinnert, da sie seinerzeit fast jede Nacht in einem anderen Bett und mit einem anderen Mann verbrachte.

»Und alle haben es damals versucht – vergeblich. Keine Ahnung mehr, was das für ein seltsamer Trip von mir war.«

Dies ist erst mein zweiter Tag in einem fremden Land und schon fühle ich mich zu Hause, geborgen, ja geliebt. *Surati* ist sehr an dem Inhalt meines Koffers interessiert – die Enttäuschung, dass ich weder Käse, noch Kaffee, noch Schokolade mitgebracht habe, ist groß.

Aber eine Tüte Milchzucker nimmt sie mir ab. Ich werde das erst viel später verstehen – nachdem ich etliche Monate in Indien ebenfalls auf die guten Dinge des Westens verzichten musste. Sie bringt mir auch bei, dass man hier *Rikshaw* fährt, das sind lustige dreirädrige Motorroller mit einem Stoffdach, in denen hinten Platz für zwei oder gar drei

Personen ist. Sie fahren halsbrecherisch zwischen Kühen, Lastwagen und Menschen auf hochbeladenen Fahrrädern, scheinen aber ein sicheres Verkehrsmittel zu sein. Auf den schadhafte, holprigen Straßen wird man allerdings kräftig durchgeschüttelt. Dafür sind sie äußerst billig, für einen Kilometer zahlt man etwa fünfundzwanzig Pfennige.

Poona, 13. Mai

Erst heute finde ich ein Zimmer im Hotel *Shalimar*.

Es erscheint mir zunächst sehr dunkel, schmutzig und hässlich, aber *Surati* versichert mir, es sei ein Luxuszimmer für indische Verhältnisse. Für achtzehn Rupien pro Tag habe ich sogar ein eigenes Bad mit Badewanne – morgens bringt man mir heißes Wasser in Eimern, es gibt einen Ventilator, zwei Fenster.

Manche *Sannyasins* in Poona leben in winzigen Verschlägen, in Bambushütten, in alten Ställen, Garagen ohne Fenster, ohne Wasser, ohne Toilette.

Als ich am Abend ins Bett gehen will, sehe ich, dass der Wind drei große, rot-orange Blüten auf mein Kopfkissen geweht hat.

Sicher ein gutes Omen!

Poona, 14. Mai

Heute nehme ich *Sannyas*. Ich bin stolz, dass ich kein Problem damit habe, keine Gewissensfragen, keine Vorbehalte: Ich tu's einfach. Ich habe es so viel leichter als all die Leute, die sich tausend unnütze Gedanken um die Sache machen. Klar, dass ich auch ein entsprechend lascher *Sannyasin* sein werde. Vorher lauwarm, nachher lauwarm. Dennoch bin ich aufgeregt wie ein kleiner Junge am Nikolaustag; mein Unterbewusstsein scheint kindischer als der Verstand zugeben mag. Vom frühen Morgen an phantasiere ich, was beim Treffen mit Bhagwan alles

passieren könnte: Ich werde ohnmächtig, Bhagwan wird mich aus einem früheren Leben wiedererkennen, ich werde gar durch seine Gegenwart *erleuchtet*.

Die so genannte *Erleuchtung* ist im *Ashram* das wichtigste Thema überhaupt, Bhagwan hat sie, seine Schüler wollen sie.

Bhagwan redet eigentlich nur immer über seine eigene Erfahrung von Erleuchtung, auch wenn er über Buddha, Jesus, *Mahavir* oder andere Heilige doziert. Er möchte, dass wir diese Erfahrung auch machen, dies ist der Zweck seiner Arbeit. Ich hatte vorher noch nie etwas über Erleuchtung gehört, aber sofort will ich sie auch haben. Ich stelle sie mir als Seligkeit, LSD-Rausch, Allwissenheit vor. Ich tagträume, dass Bhagwan mich nur erinnern müsste und schon wäre ich auch ein Buddha. Langsam wird mir klar, dass ich im Grunde Angst vor der persönlichen Begegnung mit dem Mann habe. Aktiviert er die kindische Liebe-Gott-Vorstellung, die meine Erziehung in mein unbewusstes Gehirn einprogrammiert hat? Bhagwan hat

aber auch zu viel Ähnlichkeit mit diesem »lieben Gott«: Er wird (scheinbar) auf die gleiche Art angebetet, er hat einen langen weißen Bart, er sitzt auf einem Thron (dem weißen Sessel auf dem Marmorpodest), er hat einen Blick, der einem durch und durch geht. Wer kann da kühl bleiben? Ich habe das Gefühl, der Mann sieht alles, weiß alles, kann meine Gedanken lesen.

Vom frühen Morgen an wasche ich mich pausenlos, weil ich kein winziges Bissel riechen darf, um zu ihm gelassen zu werden. Der Tag wird zu einem Wasch-, Reinigungs-, Vorbereitungsritual. Ich kann mich auf gar nichts Anderes konzentrieren. Ist das der eigentliche Grund hinter den übertrieben scheinenden Vorschriften?

Waschungen sind seit jeher seelisch bedeutsame Rituale gewesen, zumindest erschließt sich mir jetzt die

archetypische, religiöse Bedeutung. Oder ist es wirklich nur Bhagwans Allergie? Egal, ich schrubbe mich und rubbele mich, die Aufregung lässt mich immer wieder stark riechen unter der rechten Achsel; ich habe Angst, nicht vorgelassen zu werden.

Zum hundertsten Male putze ich meine Fingernägel, meine Fußnägel. Verflucht, meine Füße riechen noch! Ich wasche mir die Haare mit dem schrecklichen *Ashram*-Shampoo, das zwar geruchlos ist, aber jedes bisschen Fett aus Haaren und Kopfhaut zieht. Viel zu früh, mit aufgeweichter Haut und Seele erscheine ich im *Ashram*, kann vor Aufregung nichts essen, mit niemandem reden (und putze mir zum x-ten Mal die Zähne. Mit einer großen Gruppe von sauber und geleckert aussehenden Leuten stehe ich vor dem Tor zum *Lao Tsu House*.

Zwei hübsche Mädchen stehen am Eingang und beschnuppern die jeweils Aufgerufenen sehr gründlich am Kopf und in Höhe der Achseln. Ich rieche mal schnell bei mir ... oh Gott, ich werde die Arme ganz fest an den Körper pressen müssen, dann merken sie vielleicht nichts. Manche gehen glatt durch, Andere müssen sich ein Tuch um den Kopf winden lassen. Wieder Anderen wird sanft, aber bestimmt bedeutet, sie möchten sich doch bitte einen neuen Termin geben lassen und das Ganze als Meditation auffassen.

Keiner, der weggeschickt wird, bleibt gleichgültig.

Ich nehme mir vor, ganz bewusst und locker zu bleiben und so zu tun, als stünde ich total über den Dingen - falls es mich trifft.

Ich werde aufgerufen, unsicher schleiche ich zu den hübschen, weiblichen Zerberussen, die schnuppern, zögern, schnüffeln abermals - nach kurzer Beratung meinen sie, dass meine Ausdünstung gerade noch vertretbar sei, und ich bin durch. Jupphei!

Obwohl die Sonne bereits untergegangen ist, kommt es mir jetzt heller vor. Man zeigt mir einen Platz zum sitzen und drückt mir einen Zettel mit Verhaltensmaßregeln fürs *Darshan* in die Hand. Die Füße soll ich ihm nicht küssen oder anfassen – ich werde mich zu beherrschen wissen. Ich soll ihn auch nichts über ihn selbst fragen, das würde ich zwar gerne tun, aber heute sicher nicht.

Ich spüre meine Aufregung im Bauch, da ist fast so ein Gefühl, als könnte ich in die Hose machen.

Mein Verstand sagt: Ganz cool Junge, mit deinem Wissen, deinem Durchblick, deiner Erfahrung solltest du dich nicht wie ein Erstklässler fühlen! Ich schaue in die herrliche Baumkrone über mir und weiß plötzlich, dass ich hier zu Hause bin. Bei Pappi?

Mein Vater hat mich nie geliebt – ich habe jedenfalls nie was davon gemerkt, und so ist mein kleines dreijähriges Unterbewusstsein auf der Suche nach einem lieben Pappi, und deshalb bin ich hier. Und alle hier haben wohl eine solche oder ähnliche Macke. Na und? Bhagwan sagt, jeder brauche irgendein Motiv, um zu kommen und wenn er dann in der Falle sitzt ...

Alle erheben sich und wandeln ins *Tschuang Tsu Auditorium*, dorthin, wo morgens die *Hindi Lectures* stattfinden. Und wieder muss man warten. Diese Warterei in drei Stufen, während man immer näher ans »Allerheiligste« rückt, trägt auch nicht gerade bei, mich zu beruhigen, ist es einer dieser psychologischen Tricks, wie die Nazis sie perfekt beherrschten? Oder ist das alles Zufall? »Allerheilig« sieht es hier übrigens keineswegs aus, die Szene wird von einer trüben Birne erhellt, die weiß gekalkten Wände wirken phantasielos; ein verhangenes Fenster, ein verwinkelter Zugang zeigen, dass es sich um eher zufällige Anordnungen handelt, die den früheren Bewohnern des Hauses zweckmäßig erschienen sein mögen, jetzt aber sinnlos sind

und keine sehr publikumswirksame Kulisse abgeben. Ein Fotograf fummelt an seinen Gerätschaften herum.

Ein Mauergecko wagt sich hervor und hält nach Moskitos Ausschau. Die Atmosphäre ist ruhig, meditativ. Lautlos kommt Bhagwan herein, die Hände zum Gruß vor der Stirn zusammengelegt, hinter ihm *Laxmi*, die jetzt wie ein kleines Mädchen wirkt und den Blick züchtig gesenkt hält. Bhagwan setzt sich in seinen Sessel, richtet den Blick zum Himmel – ich kombiniere, dass sich dort eine Uhr, verborgen hinter einer herunterhängenden Wand befindet. Er schaut zu *Mukta*, einer älteren, griechischen Dame mit lang wallendem, grauem Haar, die links neben ihm auf der Erde hockt, und die daraufhin einen Namen von einer Liste aufruft. Bhagwans Blick richtet sich auf die Gestalt, die sich von weit hinten mühsam zwischen die gedrängt Hockenden einen Weg bahnt. Ich vermute, dass er allein schon aus der Art, wie der Betreffende sich ihm, Bhagwan, nähert, sehen kann, wer dieser Mensch ist, was er denkt, was er fühlt.

Jedenfalls ist seine Aufmerksamkeit total bei diesem Menschen. Nach kurzer Zeit werde auch ich aufgerufen. Wacklig und verkrampft gehe ich nach vorne, als ob ich zu einer Prüfung auf die Bühne gebeten worden wäre. Bhagwans Leibwächter *Shiva*^[4] macht mir mit der Hand ein Zeichen: »Bis hierher und nicht weiter«, aber ich würde mich eh nicht dichter herantrauen. Ich knie vor dem Meister, schaue ihm in die Augen. Sie sind tiefbraun und dunkel und unergründlich. Ich fühle mich gut.

»Schließe deine Augen und höre auf die Geräusche rings umher,« sagt der Meister. Ich mache die Augen zu, kann sie aber nicht entspannen, sie zucken und kneifen. Ich kann mich auch nicht auf die Geräusche konzentrieren, weil mir zu viele Gedanken durch den Kopf schießen und ich zu aufgeregt und verkrampft bin.

Nach kurzer Zeit sagt er: »Öffne deine Augen, komm näher.«

Ich beuge mich vor, stütze mich auf die Hände. *Vivek* hat ihm eine *Mala* gegeben, die Kette mit den Holzperlen und seinem Bild. Er hängt sie mir um den Hals, drückt mit dem Daumen mein drittes Auge zwischen den Augenbrauen und lässt sie dann los, so dass das Medaillon gegen mein Brustbein fällt. Es macht »plopp«.

Dann lehnt er sich zurück. Ich aber wage nicht, mich zu entspannen, bleibe ein bisschen unbequem nach vorne gebeugt und schaue ihn an. Bhagwan hat jetzt ein gelbliches Papier in der Hand, auf das er rechts unten ganz klein meinen neuen Namen sowie das Datum und seine krakelige Unterschrift gemalt hat.

»Das ist dein neuer Name: *Swami Hafiz*.« Der Name trifft mich wie ein Schock im Bauch. Er löst ein eigenartiges Gefühl in mir aus: eine alte Erinnerung, eine Freude, eine starke körperliche Reaktion. Noch Stunden danach zittert meine Bauchdecke und ich muss kichern. Was er dann weiter sagt, kriege ich nicht mehr so richtig mit, aber als ich mir später die Übersetzung besorge, merke ich, dass mich seine Rede dennoch tief berührt hat:

»Das wird dein neuer Name sein: *Swami Hafiz* - ein Sufiname^[5] für Gott. Er besagt: der Eine, der Alles behütet, der Erhalter, der Ernährer.

Gott hat alles Existierende nicht nur erschaffen am Anfang, er erschafft es ständig. Sein Schaffen ist ein ständiges Kontinuum. Er hat niemals damit aufgehört.

Es gibt keinen Anfang und kein Ende.

Gott ist Kreativität und nicht eine Person. Er ist das Schöpferische, das immer arbeitet. Nie gab es eine Pause, der Mythos vom siebten Ruhetag ist nur ein Mythos. Gottes Schöpfung ist SEIN Spiel, er wird dessen niemals müde. Gottes Kreativität ist etwas Fortwährendes, es gibt kein

Verweilen. Wenn er sich auch nur für einen Augenblick ausruhen würde, müsste das Leben aufhören. Er ist unser Atem. Wenn dein Atem sich ausruhen wollte, müsstest du sterben. Gott, das ist der Herzschlag des Universums. Nie hat es ein Ausruhen gegeben und niemals wird ein Ausruhen sein. Und ständig ernährt er dich. Die Idee, dass in der Vergangenheit irgendwann jemand die Welt erschaffen hat, diese Idee erzeugt eine Distanz zwischen dir und Gott. Er wird dann unsichtbar, unfassbar. Wenn du denkst, dass er vor Jahrmillionen die Welt erschaffen hat, dann erscheint das für dich heute nicht mehr relevant. Du bist dann mit IHM nicht verbunden. Er mag zwar Adam erschaffen haben, aber nicht dich. Du fühlst dich nicht betroffen, nicht an das Ganze angeschlossen.

Nein, Gott hat nicht nur Adam erschaffen, er erschafft ständig, und er hat auch nicht einen einzigen Tag damit aufgehört.

Als du geboren wurdest, war er da. Er war deine Kindheit, er war deine Jugend und er wird dein Alter sein. Er ist dein Leben und er wird dein Tod sein. Er ist ALLES. Er ist das Einatmen und das Ausatmen. Er ist das Innen und das Außen. Und fortwährend ernährt er dich.

Wenn diese Vorstellung in dir Gestalt annimmt, in deinem Sein, dann wird Gott dir vertraut werden. Dann ist ein dauernder Kontakt zwischen IHM und dir. Sogar wenn du schläfst. Er atmet in dir. Auch wenn du niemals an ihn denkst, er denkt an dich. Die Sufis sagen: ›Wenn Gott auch nur für einen winzigen Moment aufhören würde, zu denken, dann müsste die Welt augenblicklich verschwinden‹. Du bist nur ein Gedanke in seinem kosmischen Verstand. Du bist SEIN Traum. Nur ER erhält dich am Leben. Lass diese Vorstellung tief in dein Herz sinken und plötzlich wirst du sehen: Gott ist nicht weit, er ist sehr nahe. Und wenn du isst, dann isst du IHN, und wenn du trinkst, dann trinkst du

IHN, und wenn du liebst, dann liebst du IHN, und er liebt dich. Eine Vertrautheit wird zwischen dir und IHM entstehen, ein dauernder Dialog, und diese Vertrautheit, dieser Dialog, das ist Gebet. Ist das leicht auszusprechen: *Swami Hafiz?* Gut *Hafiz*.«^[6]

Er gibt mir dann noch die Therapiegruppen, die ich absolvieren soll: *Enlightenment intensive, Centering, Anatta*. Die Griechin *Mukta*, eine kleine Frau mit eindrucksvoller, grauweißer Lockenpracht, schreibt sie auf einen kleinen Zettel, den sie mir überreicht. Dann bin ich entlassen, gehe mit meinem Zertifikat auf meinen Platz zurück.

Noch habe ich nicht ganz begriffen, dass ich jetzt eine *Mala* trage und *Hafiz* heiße. Ich finde den Namen hinreißend. In der Nacht vorher hatte ich gebetet: Hoffentlich gibt er mir nicht so einen komplizierten, indischen Namen. Mit diesem knappen Zweisilber hat er mein Herz gewonnen. Man kann ihn singen: *h fis*. Ich schaue immer wieder auf den Zettel und lese ihn. Auch dass es ein Name für Gott ist, gefällt mir außerordentlich, denn genau so fühle ich mich jetzt.

Vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben wird mir klar, dass ich nicht getrennt bin von der Schöpfung. Ich hatte mich selber ausgeschlossen, die Welt von außen betrachtet, aber nicht begriffen, dass ich auch dazugehöre. Natürlich ist diese Einsicht jetzt nur intellektuell, aber ich ahne, dass ich das im SEIN verwirklichen kann. Bisher hatte ich kein Vertrauen, dachte, ich muss alles selber machen, muss mich ständig zusammenhalten, muss mein Überleben sichern. Ich dachte, ich habe die Verantwortung. Bhagwan hat mir klargemacht, dass ich entspannen kann, dass Gott mich ernährt und für mich sorgt.

Ich habe allerdings auch den Anflug eines schlechten Gewissens, weil Gott sich nie ausruht, wohingegen ich ein ziemlich fauler Hund bin. Ich tue nichts, mache mir aber

gleichzeitig Sorgen ums Überleben und bin daher innerlich angespannt, denn ich trage die Verantwortung.

Oder darf ich jetzt entspannen? Gott sorgt für mich, Gott trägt die Verantwortung? Darf ich entspannen und tun, was mir Spaß macht?

Nach dem *Darshan* treffe ich *Ma Latifa*^[Z] aus der Hamburger *Tantra*-Gruppe. Sie hat auch erst vor ein paar Tagen *Sannyas* genommen und so ist sie die ideale Gesellschaft für mich. Wir sind beide euphorisch, begeistert von Bhagwan. Wir erzählen uns, wie es war, was ER gesagt hat, wie er es gesagt hat, welche Gruppen er gegeben hat und so weiter. Ich ahne, dass dies ein Trip ist, wie jeder andere auch, ob ich nun *Sannyas* nehme oder in einer Firma befördert werde, deswegen muss sich nichts Grundsätzliches ändern. Die Mechanik kann die Gleiche bleiben. Jetzt bin ich in Orange, ich trage die *Mala*, schon halte ich mich für etwas Besseres als die Neuankömmlinge.

Ich bin ein Eingeweihter, ein Insider, die Anderen nicht. Ich muss wach bleiben, mich beobachten. Aber vielleicht passiert ja hier mit uns etwas ganz Anderes, von dem wir keine Ahnung haben, etwas, das sich unter der Oberfläche abspielt?

Während *Latifa* und *Hafiz* ihren Klatsch austauschen, bereitet sich in ihren Herzen vielleicht etwas vor. Und - wenn schon Klatsch, dann doch bitte spirituellen Klatsch, Klatsch über Gott, Religion, Selbstverwirklichung. Na dann, gute Nacht.

Poona, 15. Mai

Nun müssen die Gruppen auf dem im *Darshan* erhaltenen Zettelchen schnell gebucht werden, sonst nehmen Andere meinen Platz ein. Nachdem ich die aushängenden Beschreibungen gelesen habe, gehe ich ins Buchungsbüro, stelle mich an.

Enlightenment intensive, die erste Gruppe, dauert drei Tage. Sie verbindet östliche Meditation über einen *Zen-Koan* (das Meditieren über eine verstandesmäßig unlösliche Frage) mit westlichen Kommunikationstechniken. Achtzehn Stunden täglich sitzen die Teilnehmer in Paaren einander gegenüber und antworten sich gegenseitig auf: »Sage mir, wer du bist,« sind ansonsten in totaler Isolation und folgen einer strengen Gruppenstruktur. Der *mind* (der unbewusste Verstand, das Denken) wird Schicht um Schicht von oberflächlichen Identifikationen gereinigt und die Frage »Wer bin ich?« dringt weiter und weiter in die Tiefen des Seins. Inklusive Essen kostet das ganze fünfzig Mark.

Centering, die zweite Gruppe, wird sieben Tage dauern. Sie ist strukturiert, spielerisch und intensiv, benutzt Gruppenspiele, Meditations- und Konzentrationstechniken. Das Hauptgewicht liegt nicht auf Konfrontation mit Anderen oder *Katharsis* (Reinigung), sondern auf der Bewusstheit, der Wachheit (*awareness*) und der Einstimmung auf das eigene Innere - weg von oberflächlichen Meinungen und Erwartungen. Dieser Spaß kostet ebenso viel, ohne Verpflegung.

Die dritte Gruppe nennt sich *Anatta*, das heißt »Nicht-Selbst«. Diese Gruppe soll zeigen, wie wir aufgrund unseres Egos (= Selbst) unser eigenes Leiden verursachen. Mit so genannten *Neo-Reich-Techniken* wird direkt am Körper gearbeitet, um emotionale Spannungen zu lösen. Das dauert fünf Tage und kostet etwa fünfundsiebzig Mark.

Man hatte mir erzählt, alles sei sehr teuer im *Ashram*, Bhagwan würde sich an den Therapien bereichern - ich finde es im Gegenteil billig, denn für die gleichen Gruppen müsste man in Deutschland ein Vielfaches zahlen. Für indische Verhältnisse mag es überteuert sein, aber was interessiert mich das? Ich denke an den Vorteil, den ich von

diesen Therapien haben werde; was Bhagwan mit dem Geld macht, ist seine Sache.

Die Inder nehmen grundsätzlich nicht an Gruppen teil, nicht etwa, weil sie zu teuer sind, sondern weil die Inder einen östlichen *mind* haben und besser nur meditieren. So jedenfalls Bhagwans Aussage zu diesem Thema.

Poona, 20. Mai

Abends um acht beginnt die erste Gruppe: *Enlightenment intensive*. Bepackt mit Schlafsäcken und Utensilien treffen sich etwa sechzig Menschen am großen *Ashram*-Tor.

Wir folgen einem blonden, deutschen Swami namens *Vimalkirti* auf das Dach des *Krishna*-Hauses. Ich fühle mich elend wie lange nicht mehr. Fieber, Durchfall. Der Deutsche (ich erfahre später, dass es sich um einen echten Prinzen handelt – Welf Prinz von Hannover, Cousin des englischen Thronfolgers^[8]) rät mir, auf jeden Fall trotzdem mitzumachen und keine Tabletten zu nehmen. Wir bekommen an diesem Abend nur Instruktionen und legen uns dann schlafen. Wahlweise unter freiem Himmel oder unter dem Behelfsdach aus Wellblech. Es ist heiß, ich wälze mich hin und her, schaue Bhagwan an. (Habe mir ein riesengroßes Bild neben meine Matratze gestellt.)

Hier hängen überall Bilder von Bhagwan – meist sind sie so aufgenommen, dass sie einen zu hypnotisieren scheinen, von wo aus auch immer man sie anschaut.

Poona, 21. Mai

Trotz durchwachter Nacht raffe ich mich mühsam um sechs Uhr morgens zur *Dynamischen Meditation* auf. Ich bin so schwach, dass ich kaum laufen kann. Dennoch atme ich eine Viertelstunde lang wie ein Blasebalg, schreie, tanze und tobe eine weitere Viertelstunde, hopse und rufe »Huuuh, huuuh«, abermals eine Viertelstunde, und während